

Ist Schönheit messbar?

12. Berliner Kolloquium der Gottlieb-Daimler- und Karl-Benz-Stiftung
7. Mai 2008 in der Konrad-Adenauer-Stiftung Berlin

von Sigrid Brandt

De gustibus est disputandum! Mit dieser provokanten Verkürzung des bekannten Spruches lenkte Wolfgang Klein, als Germanist derzeit am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik Nijmegen tätig, die Aufmerksamkeit auf ein Thema, das - je nach Temperament - der eine als müßig, gerade weil sich nach landläufiger Auffassung darüber *nicht* streiten lässt, der andere als Quelle dauerhafter Unruhe empfindet. Der lateinische Spruch «*De gustibus et coloribus non est disputandum*», nicht römischen Ursprungs, sondern in der scholastischen Philosophie erstmals zu finden, weist dabei auf zweierlei: zum einen auf den üblichen, folgenreichen Verzicht auf die «Farben» und das heutige, gleichsam auf den Kopf gestellte Verständnis des Satzes. Über Geschmäcker und Farben kann man nicht streiten - das meint nicht die heute gebräuchliche Auffassung, dass jeder seinen Geschmack habe, etwas ganz subjektiv Erlebtes, sondern dass sich Geschmäcker (von Dingen) und Farben nicht objektiv auseinandersetzen, erörtern und abhandeln lassen, dass sie sich der rationalen Erklärung entziehen. Und doch! Klein hatte für die von ihm verantwortete Tagung, von der Gottlieb-Daimler- und Karl-Benz-Stiftung unterstützt, Vertreter der Natur- und Geisteswissenschaften zusammengebracht, um über Fachgrenzen hinweg Erfahrungen mit Schönheit, ein Begriff, der nur stellvertretend für unterschiedliche ästhetische Eigenschaften stehen sollte, zu diskutieren.

Dass sich Schönheit über subjektives Empfinden hinaus erörtern lasse, wollte Klein nicht historisch, anhand der zahllosen ästhetischen Theorien seit der Antike, sondern mit zwei unkontroversen Fakten gründen: Jeder kennt die Erfahrung der Schönheit, permanent werden ästhetische Urteile gefällt. Und: Diese ästhetische Erfahrung ist von Mensch zu Mensch und in der Zeit variabel.

Um ästhetische Konstanten systematisch und empirisch messen zu können, sei es unter anderem notwendig, so Klein, den Naturwissenschaften die Art ihrer Experimentieranordnungen abzulauschen. Reduzierung von möglichen Variablen im ästhetischen Urteil heiße in diesem Zusammenhang einerseits die Konzentration

auf kleine, zu messende Einheiten - Gedichte, Klangfolgen oder Formen - und andererseits die Reduzierung der Variablen im Kreis derer, die diese Dinge wahrnehmen: Alter, Erziehung, kultureller Hintergrund etc.

In der notwendigen interdisziplinären Arbeit mahnte Klein Vorsicht oder anders gesagt die Bereitschaft zu wirklich gemeinsamem Denken an. Der Sprung in die Naturwissenschaften wie auch der in die Soziologie allein sei nicht ausreichend. Wenn Neurobiologen etwa das Erlebnis von Schönem mit messbar höheren Gehirnströmen nachweisen könnten, sei noch nicht der zweite der unkontroversen Fakten, die unterschiedliche Erfahrung der Wahrnehmung, erklärt. Und auch die Soziologie, die Moden und Strömungen innerhalb bestimmter gesellschaftlicher und sozialer Formationen untersucht, könne die unübersehbaren Konstanten ästhetischer Urteile letztlich nicht beschreiben.

Im Anschluss ging Peter Deuffhard, Mathematiker am Konrad-Zuse-Zentrum für Informationstechnik Berlin, der Frage nach, was ein schönes Gesicht sei. Gemeinsam mit Medizineren plant er Operationen in der Kiefer- und Gesichtschirurgie, per Computer wird jeder zu machende Schnitt errechnet. So ist eine Vorhersage des zu erwartenden Ergebnisses möglich, gleichzeitig wird der Mathematiker in die große Verantwortung genommen, das *schöne* Ergebnis mitzubestimmen.

Eine faire Frage an einen Mathematiker, so Deuffhard, sei die nach der Anzahl der Koordinaten eines Gesichtes. Diese wollte er jedoch nicht einzeln benennen, sondern als Cluster beschrieben wissen. Deuffhard zeigte anhand jüngster psychologischer Experimente Hypothesen zum *schönen* Gesicht. Demnach werden das *Kindchen-Schema* mit Beimischung von Reifezeichen, das *Normal-Gesicht* und das *symmetrische Gesicht* als am schönsten angesehen. Der Mathematiker konstatierte jedoch die Schwächen der Versuchsüberlegungen, die Grenzen prinzipiell von Rechenoperationen. Ob ein Gesicht schön sei, entscheide letztlich nicht die ihrer Sache nach statische Berechnung. Schön sei eine zwischenmenschliche Kategorie, Attraktivität eine Frage der Anmut und Bewegung.

Auch Holger Höge, Psychologe und Direktor des Psychologischen Instituts der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, setzte seinem energischen Beitragstitel «Keine Schönheit ohne Maß» sogleich Zweifel entgegen: «Nicht alles, das man zählen kann, zählt. Und nicht alles, was zählt, kann man zählen.» (Albert Einstein). Den Gegenstand seiner Untersuchungen versteht Höge nicht eingeschränkt auf Schönheit und Schönes; im Sinne Alexander Gottlieb Baumgartens, der 1750 den Begriff Ästhetik als etwas Sinnliches (aistheta) vom Vernünftigen (noeta) abgegrenzt hatte, heißt Ästhetik für Höge eher Erkenntnis treiben. «Aesthetica (theoria liberalium artium, gnoseologia inferior, ars pulchre cogitandi, ars analogi rationis) est scientia cognitionis sensitivae.» - «Die Ästhetik (als Theorie der freien Künste, als untere Erkenntnislehre, als Kunst des schönen Denkens und als Kunst des der Vernunft analogen Denkens) ist die Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis.» (A.G. Baumgarten: Aesthetica, 1750/58, §1) Kern der Baumgartenschen Lehre war die Überlegung, dass der sinnlichen Erkenntnis eine ganz eigene Qualität im Gegenüber der vernünftigen Erkenntnis zukomme, eine Aufwertung, an die nicht zuletzt Gustav Theodor Fechner 120 Jahre später mit der Begründung der experimentellen Ästhetik anknüpfte. Auch die Vertreter der Psychobiologie seit 1950 sind der Messbarkeit der Sinne verpflichtet: Daniel E. Berlyne erklärt in «Aesthetics and psychobiology» (1970) das Interesse an Kunst neurologisch und evolutionsbiologisch durch eine «intrinsische» Motivation. Aus diesen fortgesetzten Versuchen, ästhetische Urteile zu quantifizieren, kann zumindest eines, so Höge, konstatiert werden: Sie liegen nicht im Objekt, sondern müssen in der Person verankert werden. Die Kunstgeschichte allerdings nähme von den psychologischen Forschungen kaum Notiz; ebenso sei das Fehlen einer zentralen Initiative hierzulande, die sich die Bündelung und Synthese verschiedener Ansätze einer Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis zur Aufgabe mache, immer noch zu beklagen.

Ulrich Konrad, Musikwissenschaftler an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, untersuchte «Schöne Stellen in der Musik», wohl wissend, dass er sich mit diesem Vorgehen all jenen Vorwürfen aussetzt, die auf ganzheitliches Erleben und Urteilen zielen. Sein Ansatz entsprach jedoch genau dem von Wolfgang Klein anvisierten: eher überschaubare Phänomene zu analysieren

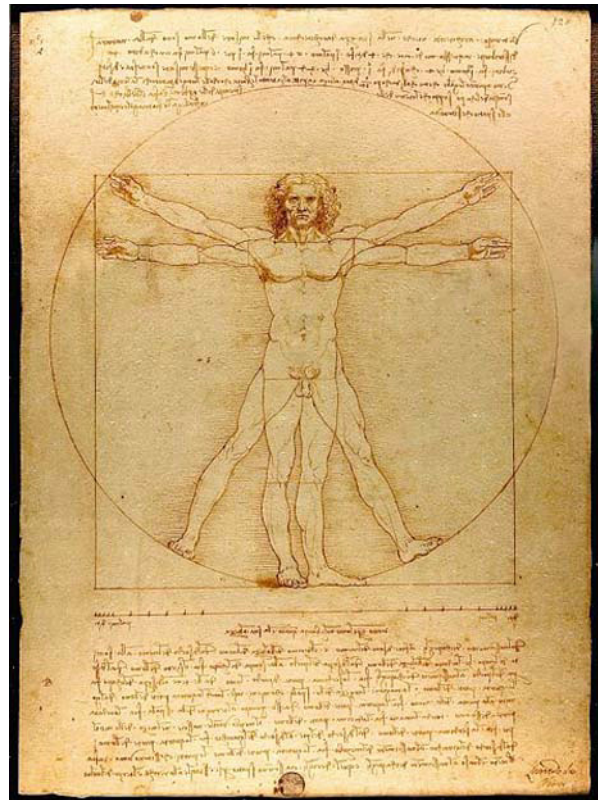


Abb.1: Leonardo da Vinci: Der vitruvianische Mensch, 1492

als sich in der Erklärung *der* Musik oder *der* Malerei zu verlieren. Musik ist unter den Künsten ganz sicher die schwierigste, allein ihre Doppelsexistenz als Text in Form der Partitur und als Klang stellt vor scheinbar unüberwindliche Probleme. Nur allzu gern wird Musik als Sprache beschrieben, eine Metapher, die sich bei näherem Hinsehen als äußerst fragwürdig erweist.

Über auditive Wahrnehmung von Musik ist jedoch sehr wohl etwas im Vergleich mit der Sprache zu erfahren. Kinder erlernen ihre Muttersprache gemeinsam und gleichzeitig mit Musikalischem. Dass sie beides nicht analysieren, Subjekt, Objekt oder Tonarten nicht benennen können und dies erst im Nachhinein erlernen, spielt dabei keine Rolle. Entscheidend sind eine ganze Reihe von Variablen, von denen der Kulturkreis, in dem das Kind aufwächst, nur eine ist. Ein arabischer oder türkischer Maqam, der neben Ganz- und Halb- auch Vierteltöne enthält und einer von Hunderten Melodietypen dieser Kulturen ist, wird von Europäern nur schwer gehört und ebenso schwer produziert, umgekehrt ist die Dur-Moll-Tonalität anderen Kulturkreisen nicht vertraut.

Universal gültige musikalische Schönheit gibt es demnach nicht, Konrad bestätigte jedoch die Erkenntnis der Psychologie: Wenn eine musikalische Stelle als

«schön» bezeichnet werde, so wird dies häufig - in Verkehrung der Situation - dem Stück zugeschrieben, statt diese Qualität in der eigenen Rezeption, also intrinsisch, zu suchen. Er machte dies, wobei er die musikalische Verstehensgemeinschaft «Oper» zugrunde legte, am gehörten Beispiel des Liebesschwurs der Violetta in Giuseppe Verdis «La Traviata» und einer minutiösen syntaktischen und rhythmisch-metrischen Analyse anhand der Partitur deutlich.

Hans-Dieter Futschik, Design-Direktor der Daimler AG in Sindelfingen, übernahm in dem Reigen der unterschiedlichen Fachgebiete - Architektur und Städtebau fehlten leider völlig - eine besondere Rolle. Während Kognitions- und Motivationsforschung das beschreiben, was gegenwärtig in Versuchen und Experimenten gemessen und beschrieben werden kann, Musik- und Kunstgeschichte sich dem Thema vorwiegend historisch nähern, so ist die Entwicklung schöner Automobile vor allem ein Unterfangen, das ein Ergebnis extrapolieren muss. Hier sind nicht nur Physiognomie und Proportionen wichtige Faktoren der sinnlichen Wahrnehmung, in ebensolchem Maß ist es der Marken-Wert, das Image des weltweit bekannten Unternehmens, die zur Identität der Produkte beitragen. Diese Momente müssen gepflegt und weiter entwickelt werden, Futschik spricht von einem «stilistischen Gen-Pool». Das Design mit Langzeitwirkung entstehe durch den Spagat zwischen Tradition und Innovation, ein Spagat, so Futschik, der im Interesse hoher Verkaufszahlen und einer ausgetüftelten Balance zwischen der Erfüllung von Erwartungen und dem Wagnis unbekannter Formen auch Beschränkung bedeute.

Einen Bereich der praktischen Schönheit betrat auch Haimo Schack, Rechtswissenschaftler an der Christian-Albrechts-Universität Kiel. Schönheit als Gegenstand richterlicher Beurteilung ist in der hiesigen Rechtsprechung eher die Ausnahme. Die Gesetzgebung versucht, Urteile in diesem Bereich zu umgehen, ausgehend von der hohen Subjektivität, die ästhetischen Urteilen gewöhnlich nachgesagt wird.

Dennoch gibt es eine ganze Reihe von Gebieten, in denen Schönheit zum richterlichen Gegenstand wird, und sei es nur in der Verkehrung: beispielsweise im Verunstaltungsverbot des Baurechts. Dauerstreitfälle ergeben sich darüber hinaus oft im Falle von Schönheitsreparaturen im Mietrecht; eine hoch komplizierte Rechtsprechung erwartet all jene, die Schönheitsopera-

tionen vornehmen lassen wollen; widrig bisweilen sind auch Kunstverträge, wenn beispielsweise ein Porträt in Auftrag gegeben wurde und der Auftraggeber sich nicht erkennt.

Ob Dienst- oder Werkvertrag, Urheberrechtsfragen oder ähnliches: Richter entscheiden nicht, ob etwas schön ist oder nicht - so zumindest in der Regel - , sondern lediglich danach, ob vertraglich vereinbarte Leistungen erbracht wurden. Bei Schönheits- oder Architekturwettbewerben erklärt der Gesetzgeber das Ganze von vornherein für nicht justizabel: Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Soll das Gericht angerufen werden, kann dieses lediglich Verfahrensfehler überprüfen.

Bevor Manfred Spitzer, Ärztlicher Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik in Ulm, in seinem Abendvortrag über die Lokalisierung des Wahren, Schönen und Guten im menschlichen Gehirn im besten Sinne des Wortes plauderte - wer sein Buch «Musik im Kopf» einmal in der Hand gehabt hat, weiß, mit welcher Leichtigkeit er neurologische Erkenntnisse zu vermitteln in der Lage ist -, unternahm Gerhard Wolff, Direktor des Kunsthistorischen Instituts in Florenz, einen Ausflug in die «Geschichte und Zukunft eines Mythos». Er stellte Versuche von *vermessener Schönheit* vor - in dem Begriff steckt eine schöne Doppeldeutigkeit -, die als Maßästhetik seit der Antike betrieben werden. Natürlich durfte in der langen Liste von nur cursorisch gestreiften Beispielen Leonardo da Vincis Proportionsstudie nach Vitruv von 1492 nicht fehlen. Dürers «Anthropometrie» von 1528 erwähnte Wolff als ein «auf höchstem Niveau gescheitertes Vorhaben», konnte doch Dürer nach all seinem Fleiß, seinen Studien nur konstatieren, er wisse nicht, was Schönheit sei. Auf die Suche danach kann man sich ungeachtet dessen trotzdem begeben.

Dürer schlägt das vor, was Zeuxis von Herakleia nachgesagt wird: Den verlangten schönen Frauenkörper hatte dieser gemalt, indem er die schönsten Partien der schönsten Frauen zu einem idealen Frauenbild zusammenfügte:

«Vnd das wir aber zu einer guten maß möchten kumen, dardurch die hübscheyt eins teyls in vnser werck bringen, darzu bedunckt mich am aller dienstlichsten sein, das du von vil lebendiger menschen dein maß nimest. Aber such leut darzu, die da hübsch geacht sind, vnd der art mach mit allem fleyß ab. Dann auß vil mancherley menschen mag durch ein verstendigen etwas gutz zusammen gelesen werden durch alle teyl der glider.

Dann selten find man ein menschen, der da alle glidmaß gut hab, dann ein yedlicher hat ein mangel.» (Dürer. Ästhetischer Exkurs, 1528, aus: Dürer. Schriftlicher Nachlass, hg. v. Hans Rupprich. Bd. 3. Berlin 1969, S. 290-298) Kunst, so Wolff, kann immer beides: gleichzeitig mehr und weniger als das Leben.

Was ist ein schönes Gedicht, was ist ein schönes Gesicht - auch wenn die heutige Medizin und die Naturwissenschaften die Grenzen scheinbar fließend machen: Kunstschönes und Naturschönes zu unterscheiden, wird eines der Hauptanliegen in der Auseinandersetzung um Schönheit bleiben. Die Tagung hat vielleicht dies am deutlichsten gemacht. Sie war ein mutiger Versuch, Schönheit nicht nur historisch zu betrachten, sondern nach Wegen eines systematischen, empirischen Herangehens zu fragen, über Fachgrenzen hinweg; Schönheit von dem Vorwurf des postmodernen Relativismus, einem *anything goes*, zu befreien.

Abbildungsnachweis: Proportionsschema der menschlichen Gestalt nach Vitruv von Leonardo da Vinci (1485/90, Venedig, Galleria dell' Accademia), Foto: Luc Viatour, 2007 <http://www.lucnix.be/>

Rezension: Tagung

Ist Schönheit messbar? 12. Berliner Kolloquium der Gottlieb-Daimler- und Karl-Benz-Stiftung 7. Mai 2008 in der Konrad-Adenauer-Stiftung Berlin, Rezensentin: Sigrid Brandt, in: *kunsttexte.de*, Nr. 2, 2008, (4 Seiten) www.kunsttexte.de.